

HOSPIZBRIEF

3/2025



THEMENHEFT



MENSCHLICHKEIT

Inhalt

Editorial	3
Hospiz ist eine Haltung zum Leben	4
Meine Trauer ist nicht deine Trauer	5
Vielfalt leben – Diversität in der Hospizarbeit	6
Die Charta der Vielfalt	8
Hospiz fragt ...	9
Was erwartet mich?	12
Trauerbegleitung – ein Segen	13
Seitenweise Mensch sein	14
Wir setzen uns ein für Demokratie	16
Menschen mit Beeinträchtigung – Teilhabe bis zum Lebensende	18
Gemeinschaftlich menschlich – die lange Tafel ein Herzstück im Hospiz	20
Aktuelles	22
Impressum	22
Spendenkonten	24
Mitgliedsantrag & Patenschaftsantrag	26

Kontakt

Zentrale Rufnummer
06251 98945-0

Stationäres Hospiz
06251 17528-0

Hospiz-Verein Bergstraße e. V. & Hospiz-Stiftung Bergstraße
Am Wambolterhof 4-6, 64625 Bensheim
verein@hospiz-bergstrasse.de, stiftung@hospiz-bergstrasse.de

Hospiz Bergstraße gemeinnützige GmbH
Kalkgasse 13, 64625 Bensheim
stationaer@hospiz-bergstrasse.de

Seid Menschen!

- Margot Friedländer -

Liebe Leserin, lieber Leser,

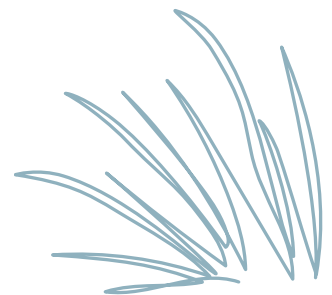
Margot Friedländers Mahnung „Seid Menschen!“ hat uns in diesem Jahr beschäftigt, berührt und erreicht. Denn ihr Appell bringt prägnant auf den Punkt, was uns gerade heute besonders wichtig und zu beschützen ist, und zwar ohne Umwege. Indem sie ausspricht: „Es gibt kein jüdisches, kein christliches, kein muslimisches Blut – es gibt nur menschliches Blut.“, ruft sie dazu auf, das Verbindende zu sehen und nicht das Trennende. Sie ermutigt uns, für jene Werte einzustehen, die unsere Gesellschaft zusammenhalten. Und die auch unsere Hospizarbeit fundieren: Respekt, Empathie und Mitgefühl, Verantwortung füreinander, Solidarität. Achtung und Wahrung der Verletzlichkeit und Individualität eines jeden Menschen. Gerechtigkeit. – Menschlichkeit.

Im vorliegenden Hospizbrief finden Sie Berichte, wie wir unsere Werte in tägliches Tun zu übersetzen versuchen. Denn Menschlichkeit ist mehr als ein Gefühl; sie ist Haltung und Tat.

Deshalb befragen wir uns auch kritisch, denn immer noch werden wir unserem Selbstanspruch, für jeden Menschen erreichbar zu sein, nicht gerecht. Im Sinne der Gerechtigkeit bemühen wir uns, nicht nur im Innen, sondern auch nach außen zu wirken. Denn eine hospizliche Sorgeskultur, dazu besteht ja gesellschaftlicher Konsens, sollte allen Menschen zukommen, die schwerstkrank, sterbend, vulnerabel sind; verletzlich, weil mit einer lebensbedrohlichen Erkrankung konfrontiert, weil hochalt, beeinträchtigt, belastet, pflegebedürftig, auf Hilfe angewiesen.

So versuchen wir, unsere Sinne für Daseinsbedingungen außerhalb unserer Blase zu schärfen und unser hospizliches Handeln weiterzudenken. Einen Einblick dazu gibt Ihnen dieses Heft.

Swantje Goebel
für die Einrichtungen des Hospiz Bergstraße



Hospiz ist eine Haltung zum Leben

Menschlichkeit, ein so schönes und weitreichendes Wort, das auch unsere Hospizarbeit überschreibt – oder, besser noch, durchdringt. Und das darauf verweist, dass Hospiz eben kein Gebäude ist, sondern eine Kultur des Umsorgens und der praktizierten Solidarität.

Denn wer im Gesundheitswesen tätig ist, den motiviert vor allen Dingen der Wunsch, hilfreich zu sein und Verantwortung zu übernehmen. Und wer sich ehrenamtlich in der Hospizarbeit engagiert, schenkt seine Zeit und zeigt Zivilcourage. Hospizaktive stehen für den mitfühlenden, sorgenden Mitmenschen. Sie verkörpern die hospizliche Haltung, dass ein sterbender Mensch zuallererst Zuwendung braucht.

So zeigt sich Menschlichkeit bei uns in mannigfaltiger Weise. In der angebotenen Hand, in der gemeinsam geteilten Zeit, im Blick, der nicht ausweicht. Mehr in kleinen Taten als in großen Gesten. In einer Zugewandtheit und Verlässlichkeit, die im Gesundheitswesen offenbar nicht selbstverständlich sind. Wir dürfen immer wieder erleben, wie berührt und dankbar Menschen unserer Arbeit ihre Anerkennung zollen. Und ihre Anerkennung weist über unser konkretes Tun hinaus: Sie meint auch diese spezifische, hospizliche Sorgeskultur mit ihrem Wertefundament und Menschenbild.

Dass hospizliches Umsorgtsein weithin als beste Voraussetzung für ein gutes Sterben gilt, kommt nicht von ungefähr. Denn Hospizkultur ist quasi passgenau auf unsere individualisierte Gesellschaft zugeschnitten und damit höchstmodern. Jede und jeder soll authentisch sterben dürfen. Es geht darum, einen eigenen Weg zu finden und dabei bestmöglich umsorgt und begleitet zu sein. Damit antwortet dieser Ansatz auf unser Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Ganzheitlichkeit, und er eröffnet uns die Aussicht auf ein menschenwürdiges Lebensende. Angesichts der Tatsache, dass die meisten von uns statistisch gesehen ein krankheitsbedingt langer Sterbeprozess erwarten mag, ist dies möglicherweise ein beruhigender Gedanke.

In der Hospizarbeit berufen wir uns meist auf Artikel 1 unseres Grundgesetzes, die Würde des Menschen ist unantastbar und zu schützen. Leben in Würde bis zuletzt, so lautet unser Selbstanspruch. Auch weitere Artikel fundieren unsere Arbeit und bieten unserem Tun Orientierung.

Artikel 2 besagt, dass jeder Mensch das Recht auf Persönlichkeitsentfaltung hat. Dieses Recht – und diese Chance – gilt bis zuletzt. Was zu dieser Entfaltung gehört und wie sie ihren Ausdruck findet, dies bestimmt jede und jeder für sich selbst.

Artikel 3 postuliert die Gleichheit aller Menschen und damit auch das Recht auf eine angemessene Versorgung am Lebensende; niemand ist zu bevorzugen oder zu benachteiligen. So bemühen wir uns, unsere Arbeit auch im Sinne der gesellschaftlichen Gerechtigkeit zu gestalten.

Artikel 4, die Freiheit des Glaubens und des Gewissens, schult unsere Haltung des Respekts und der Toleranz. Statt andere Ansichten oder uns fremde Verhaltensweisen zu beurteilen, suchen wir einen empathischen, verstehenden und akzeptierenden Zugang.

Unser Menschenbild zeigt sich in unseren Ideen und Zielen. Wir machen uns für eine Gesellschaft stark, in der jede und jeder Mitmenschlichkeit, Nächstenliebe, Geborgenheit, Heimat und Linderung finden darf. Hospiz ist deshalb mehr als eine Kultur des Umsorgens, Hospiz ist eine Haltung zum Leben. Hospiz ist ... schlicht menschlich.

Swantje Goebel
Vorständin & Geschäftsführerin



Foto: Norbert Göller



Foto: Anas Anwar/Unsplash

Meine Trauer ist nicht deine Trauer

Man sagt, Trauer sucht sich ihren Weg. Wie dieser Weg aussieht und wie sie letztlich in Erscheinung tritt, ist so vielfältig und individuell, dass man dafür keinen festen Rahmen vorgeben kann. Wie schön wäre ein passendes Modell, das beschreibt, wie lange Trauer eigentlich dauert. Denn das ist die Frage, die unseren ehrenamtlichen TrauerbegleiterInnen häufig und vor allem zu Beginn gestellt wird. Es würde beruhigen, zu wissen, was auf einen zukommt, welche Phasen durchlaufen werden müssen und in welcher Intensität, welchen Regeln die Trauer folgt. Unserer Erfahrung nach gibt es eigentlich nichts, was es nicht gibt – und das ist auch gut so. Bei manchen Menschen kommt die Trauer mit einer brutalen Wucht, bleibt eine Weile und wird schwächer. Bei anderen schleicht sie sich leise an oder kommt in Wellen. Allen gemeinsam ist, dass Trauer eigentlich nie wieder so richtig verschwindet. Sie sucht sich ein Plätzchen, wo sie bleiben kann.

Ebenso vielfältig wie die Trauer an sich können auch ihre Auslöser sein. Allen voran der Tod eines geliebten Menschen. Jedoch können andere Arten von Verlust ebenfalls große Trauer auslösen, wie zum Beispiel der Verlust der Heimat, der Arbeit oder der Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Der Verlust einer Beziehung, von körperlichen Fähigkeiten oder der Tod eines Haustiers. Die Palette ist breit, daher können hier nur einige Beispiele genannt werden.

Die daraus resultierende Trauer wird wiederum beeinflusst durch Alter, Geschlecht, Glaube, Erziehung, Kultur, Auch diese Liste wäre fast endlos fortzuführen. Die eine stürzt sich in die Arbeit, für den anderen ist es fast unvorstellbar, jemals wieder in einen geregelten Alltag zurückzukehren. Für den einen ist Reden hilfreich, der anderen fehlen die Worte. Manche Kulturen trauern laut, andere eher leise. Männer trauern anders als Frauen, Jungen anders als Mädchen, Erwachsene anders als Kinder.

In Bezug auf Kinder gibt es zum Beispiel den Begriff Pfützentrauer. Dieser beschreibt, dass Kinder in einem Moment tief traurig sein können und im nächsten Moment aus der Trauerpfütze springen, um mit ihren Freunden auf dem Schulhof Verstecken zu spielen. Hier greift ein sehr natürlicher Schutz-Mechanismus, den wir im Lauf der Entwicklung offensichtlich unbewusst verlieren. Erwachsene fragen sich eher, ob zwischendurch eine kleine Pause von der Trauer erlaubt ist, oftmals begleitet von einem früh erlernten und prägenden Satz: „Was wohl die Leute denken?“

Die Trauer und alles, was damit einhergeht, ist unterschiedlich und vielfältig. Es gibt in der Trauer kein richtig und kein falsch. Kein besser oder schlechter. Einem trauernden Menschen unvoreingenommen und wertfrei zu begegnen, ist wichtig. Es ermöglicht, gemeinsam auf die ganz persönliche Trauer zu schauen und ihr dann einen guten und geeigneten Platz in einem neuen Leben einzuräumen.

Stefanie Vontra,
Trauerbegleitung



*Diversity-Rad des mobilen
Beratungszentrums Berlin*

Vielfalt leben – Diversität in der Hospizarbeit

Eins steht fest: Wir ALLE sind sterblich. Und jeder Mensch – so, wie er eben ist – hat das Recht, in seiner letzten Lebensphase gut begleitet und gesehen zu werden.

Die junge Mutter, die sich ein Tattoo ihres Herkunftslandes auf den Knöchel stechen ließ, der wohl situierte Herr, der sich ein Klavier ins Hospiz liefern ließ, und die Frau aus einer Wohneinrichtung für Menschen mit Beeinträchtigung, die so gerne bastelte. Drei ganz verschiedene Menschen – verbunden durch eines: Sie alle wurden von uns am Lebensende begleitet. Und sie alle waren einzigartig.

Unsere Gäste, ihre Angehörigen, wir Aktive der Hospizarbeit – wir alle unterscheiden uns: im Aussehen, in der sozialen Herkunft, in der Religion, im Geschlecht, im Alter, in der sexuellen Orientierung, in unseren Begabungen, Vorlieben und Lebensgeschichten. All diese Unterschiede machen jede und jeden von uns einzigartig.

Das Konzept der *Diversität* – häufig auch mit dem englischen Begriff *Diversity* bezeichnet – setzt genau hier an: Es erkennt Unterschiedlichkeit nicht nur an, son-

dern wertet sie positiv. Diversität bedeutet, Menschen in ihrer Einzigartigkeit zu sehen und sie gleichberechtigt teilhaben zu lassen. Es geht um mehr als Toleranz. Es geht um echte Teilhabe, Chancengleichheit und Wertschätzung.

Seinen Ursprung hat der Diversity-Ansatz in den USA, wo sich in den Sechzigerjahren Frauen, BürgerrechtlerInnen, Homosexuelle und Menschen mit Beeinträchtigung für Gleichberechtigung und gegen Diskriminierung stark machten. Auch in Deutschland gibt es klare gesetzliche Grundlagen. Besonders bedeutend ist Artikel 3 des Grundgesetzes:

Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.

(Grundgesetz, Artikel 3, Absatz 3)

Darüber hinaus stärkt das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) seit 2006 die Rechte von Menschen, die von Diskriminierung betroffen sein könn-

ten. Der Schutz dieses Gesetzes erstreckt sich auf alltägliche Lebensbereiche und auf das Arbeitsleben.

Wie steht es um Diversität in der Hospizarbeit?

Und dennoch: Gesetzliche Regelungen sind das eine – ihre Umsetzung im Alltag das andere. Vielfalt wird nicht immer als Bereicherung erlebt. Sie kann mit Vorurteilen oder Benachteiligung einhergehen – teils sichtbar, teils ganz still.

Wir begegnen allen Menschen, die sich an uns wenden, mit Wertschätzung und Mitgefühl, nehmen ihre Anliegen ernst und unterstützen sie dabei, den eigenen Weg zu gehen.

Diesen Anspruch an uns selbst können Sie auf der Startseite unserer Website lesen. Er verlangt, dass wir unsere eigene Haltung immer wieder prüfen. Dass wir anerkennen: Vielfalt zeigt sich nicht nur in äußeren Merkmalen – auch gesellschaftliche Unterschiede, ungleiche Zugänge und strukturelle Barrieren gehören dazu.

Hospizliche Einrichtungen – auch unsere – sind oft aus der Mittelschicht heraus entstanden. Und: Sie werden bis heute überwiegend von Menschen genutzt, die dieser gesellschaftlichen Gruppe angehören. Auch die meisten der Aktiven sind weiß, weiblich und verfügen über eine Fachausbildung oder ein Studium. Sie gehören damit also ebenfalls zu einer gesellschaftlich privilegierten Gruppe. Das kann ungewollt dazu führen, dass andere Gruppen weniger erreicht werden. Uns ist bewusst: Ein vielfältigeres Team könnte helfen, mehr Menschen anzusprechen und besser auf unterschiedliche Lebensrealitäten einzugehen.

Aktive in der Hospizarbeit müssen fähig sein, Mehrdeutigkeiten, Unsicherheit und Widersprüche auszuhalten. Diese Ambiguitätstoleranz braucht es nicht nur, wenn unsere Gäste und ihre Angehörigen widersprüchliche Gefühle äußern oder ob der Unplanbarkeit des Sterbeverlaufs verunsichert sind. Wir wollen auch unterschiedliche Deutungen des Lebens und Sterbens stehenlassen, ohne sie zu bewerten. Wir wollen den individuellen Weg des Sterbens wertschätzen – auch wenn er unserem eigenen Bild widerspricht.

Wer wird wie versorgt? Wer gar nicht?

Betrachten wir die Qualität der Versorgung von Menschen am Lebensende: Da gibt es strukturell bedingte Unterschiede. Obwohl in Pflegeeinrichtungen das Wissen über palliative Versorgung groß ist und Hospizdienste sowie SAPV-Teams vor Ort unterstützen, lässt

der von den Kassen vorgegebene Betreuungsschlüssel dort eine mit Hospizen vergleichbare Versorgung kaum zu.

Ebenso ist strukturell bedingt, dass in stationären Hospizen vor allem Menschen mit Krebserkrankung versorgt werden, obwohl auch andere, z. B. hochaltrige oder multimorbide Menschen, von hospizlicher Begleitung profitieren würden.

Es lässt sich festhalten, dass sowohl der Aufenthaltsort wie auch die Art der Erkrankung über die Qualität der Versorgung entscheiden.

Dazu kommt, dass Menschen aus unteren sozialen Schichten, Menschen mit Beeinträchtigung, Schwarze Menschen oder People of Color bis dato in unseren Einrichtungen als Gäste kaum vertreten sind. Und Menschen in besonderen Lebenssituationen – beispielsweise Insassen von Gefängnissen oder Patienten stationärer psychiatrischer Einrichtungen – haben kaum die Möglichkeit, hospizlich oder palliativ versorgt zu werden.

Was sollte sich ändern?

Verstehen wir die Bedarfe dieser Menschen? Wo und wem ist unser Angebot überhaupt bekannt? Welche Vorbehalte und Ängste bestehen und wie können wir diese minimieren? Wir müssen ins Gespräch kommen: mit MultiplikatorInnen, mit regionalen Initiativen, mit Selbsthilfegruppen. Vielleicht entdecken wir dabei, dass sich unsere Angebote verändern und weiterentwickeln müssen, damit sie für mehr Menschen wirklich passen.

Um Menschen in ihrer Vielfalt wirklich zu erreichen, sollten wir nicht nur sichtbar sein, sondern aktiv auf möglichst viele Gruppierungen zugehen. Wir müssen Sprach-, Verständnis- und soziale Barrieren ausräumen. Dazu müssen wir verständlich und zugänglich kommunizieren – für alle. Das bedeutet, Informationswege und Materialien sind kritisch zu prüfen und gegebenenfalls anzupassen.

Inzwischen bereichert unser ambulantes Team eine Kollegin, die früher in einer Behinderteneinrichtung gearbeitet hat (siehe ihr Bericht auf Seite X). Wir können deshalb nun auch Menschen mit kognitiven Einschränkungen bessere Orientierung geben.

Sprachbarrieren sind eine weitere Hürde in unserem hospizlichen Alltag. Wenn fremdsprachige Personen zu uns kommen, helfen bislang oft Angehörige bei der Übersetzung. Doch ist das ihnen gegenüber fair

– oder eher eine zusätzliche Belastung? Vielleicht gibt es die Möglichkeit, professionelle Übersetzungshilfen zu nutzen oder auch technische Lösungen, wie sie von Kliniken bereits erprobt werden. Und haben Personen mit Beeinträchtigung einen barrierefreien Zugang zu unseren Informationen und Angeboten? Gerade hier gilt es nicht nur zu hinterfragen, ob wir gut verständlich sind, sondern für wen wir es (noch) nicht sind.

Worauf möchten wir uns einstellen?

Vielfalt fordert Aufmerksamkeit. Wir sollten Vorurteile hinterfragen, soziale Prägungen reflektieren und unsere Haltung immer wieder neu ausrichten. Gerade im stressigen Alltag kann das leicht in den Hintergrund treten. Umso wichtiger ist es, Achtsamkeit für individuelle Wünsche und Bedürfnisse einzuüben – immer wieder aufs Neue.

Zu unserem Verständnis von Vielfalt gehört, die Wünsche der von uns begleiteten Menschen ernst zu nehmen – so, wie sie sind. Der Großteil der Menschen möchte zuhause sterben – denn naturgemäß können sie dort so sein wie sie eben sind, fühlen sich wohl und haben sich schon lange entsprechend der eigenen Persönlichkeit eingerichtet, unabhängig von Herkunft, Sprache oder Lebensform. Hier kommt der ambulanten Hospizarbeit große Bedeutung zu. Denn sie beginnt früher, dauert länger, bietet mehr Raum als die stationäre Betreuung und ermöglicht so, Menschen am Ende ihres Lebens in all ihrer Unterschiedlichkeit und in ihrer Individualität zu begreifen und zu begleiten.

Vielfalt anzuerkennen ist eine stetige und lohnende Herausforderung, aber vor allem die große Chance für alle, in Frieden zu leben – und auch zu sterben.

Christine Palten, Öffentlichkeitsarbeit & Fundraising



Die Charta der Vielfalt

Wir sind überzeugt, dass gelebte Vielfalt und deren Wertschätzung eine positive Auswirkung auf Hospizarbeit und auf unsere Gesellschaft haben. Hospiz-Ver-ein Bergstraße und das stationäre Hospiz Bergstraße haben die *Charta der Vielfalt* unterzeichnet. Damit verpflichten wir uns, eine Kultur zu pflegen, die von Respekt und Wertschätzung geprägt ist, und die Inhalte der Charta nach innen und nach außen zu kommunizieren.

Die *Charta der Vielfalt* ist eine Arbeitgeberinitiative zur Förderung von Vielfalt. Die Initiative will die Anerkennung, Wertschätzung und Einbeziehung von Vielfalt in der Unternehmenskultur voranbringen. Die Unterzeichnenden verpflichten sich, ein Arbeitsumfeld schaffen, das frei von Vorurteilen ist. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen Wertschätzung erfahren – unabhängig von Geschlecht, Nationalität, sozialer und ethnischer Herkunft, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexueller Orientierung und Identität.

Inzwischen haben über 650 Unternehmen und öffentliche Einrichtungen mit mehr als 4,5 Millionen Beschäftigten die Charta unterzeichnet.



Foto: Sergey Sughof/Unsplash

Hospiz fragt ...

Elke Ditter, Vorsitzende des Fördervereins Hilfe für Wohnungslose e. V. Bensheim

Gestorben wird überall – auch wohnungslose Menschen erkranken, sterben und trauern. In der Öffentlichkeit ist dieser Themenbereich wenig sichtbar, deshalb stellen wir die folgenden Fragen: Wie werden diese Menschen versorgt, wer kümmert sich, was passiert nach ihrem Tod?

Wir sprechen dazu mit Elke Ditter über ihre Einschätzung und über Erfahrungen in Bensheim und der Region. Sie ist Vorsitzende des Fördervereins Hilfe für Wohnungslose e. V. Bensheim. Dieser unterstützt das Zentrum der Wohnungslosenhilfe.

Hat der Förderverein bzw. das Zentrum für Wohnungslose das Thema Sterben im Blick?

Das Thema Sterben hat innerhalb der Beratung/Begleitung natürlich auch Raum. Menschen, die auf der Straße leben, haben oft eine kürzere Lebenserwartung. Ihre Körper werden nicht oder selten regelmäßig ärztlich betreut. Eine Erkrankung führt in den seltensten Fällen zu Arztbesuchen. Dazu kommt, dass die Perspektiven für das weitere Leben oft nicht greifbar sind. Der Lebenswille ist oft ein Überlebenswille, der aber nicht zum Bitten um ärztliche Versorgung führt.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Zentrums für Wohnungslose, das von der Diakonie geführt wird, wissen das und betreuen die KlientInnen, indem sie Kontakte zu Ärzten, Krankenhäusern, dem Palliativteam oder dem Hospiz vermitteln.

Wie sieht das Lebensende von Menschen ohne festen Wohnsitz aus?

Das ist sehr unterschiedlich, je nach Lebenssituation. Es kommt vor, dass Menschen auf der Straße, also auf ihrer *Platte* versterben (eher unvorhergesehen). Es kommt auch vor, dass vom stationären Wohnen ins Hospiz oder in eine Senioreneinrichtung übergeleitet wird, was für manche Klienten lebensverlängernd sein kann. Je nach Vorerkrankung und Wille des Menschen werden auch die letzten Tage im Krankenhaus verbracht.

In den letzten drei Jahren verstarben 28 wohnungslose Menschen im Raum Bergstraße, davon sechs in Krankenhäusern. Die meisten der Sterbenden waren in Wohneinrichtungen, Wohngemeinschaften, im Zentrum der Diakonie in Zimmern untergebracht. Wenige starben *auf Platte* oder durch Suizid. In vielen Fällen wurden Krankheiten wie Lungenentzündung, Herzerkrankungen durch die Spätfolgen von Drogen- bzw. Alkoholmissbrauch verstärkt und führten dadurch zum Tode.

Wer kümmert sich konkret um schwersterkrankte Wohnungslose?

Sind die Personen hier in der Fachberatung oder im stationären Wohnen angebunden, kümmern sich die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Zentrum um sie, ggf. in Kooperation mit Palliativteam, Hospiz, Krankenhaus. Die Kollegin Lomnitzer aus dem Bereich

Streetwork ist natürlich auch Ansprechpartnerin, ggf. in Zusammenarbeit dann mit der Fachberatung der Diakonie.

Was wünschen sich wohnungslose Menschen, wenn sie ihrem Lebensende entgegensehen?

Letztendlich ist die Straße oder sind auch Einrichtungen der Wohnungsnotfallhilfe der Diakonie das *Ersatz-Zuhause* bzw. die *Ersatz-Familie* und dementsprechend kann schon auch der Wunsch bestehen, eben dort zu sterben. Das ist mitunter aufgrund der Strukturen nur schwer umsetzbar (je nach gesundheitlichem Zustand mit Pflege usw.). Gibt es letzte Wünsche, die erfüllt werden können, werden diese möglichst auch erfüllt. Das kann z.B. ein besonderes Essen oder ein letzter Besuch an einem bestimmten Ort sein.

Sterbebegleitung für Wohnungslose, gibt es das und wenn ja, in welcher Form?

In der Vergangenheit wurde schon mit dem Palliativnetz Bergstraße zusammengearbeitet. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Zentrums/der Diakonie sind auf diese Art von Kooperation angewiesen, da sie die entsprechende Versorgung nicht selbst leisten können und dürfen.

Es gab außerdem drei Personen, die von der stationären Wiedereingliederung in das Hospiz umgezogen waren. Da war es sehr wichtig, dass die Betreuerinnen in der Nähe waren und ihn bis zum Schluss besuchen konnten. Die Zusammenarbeit damals und die ersten Berührungspunkte mit dem Hospiz waren trotz der Umstände sehr positiv. Das Eingehen auf die Situation des Sterbenden war wohltuend.

Uwe A., ein sterbender Klient, der bisher jede Übernachtung in Räumen abgelehnt hatte (er schlief in einem Zelt hinter dem Zentrum, weil er Menschen und geschlossene Räume nicht ertragen konnte), wurde im Hospiz aufgenommen unter Berücksichtigung seiner Ängste. Er fühlte sich nach seinen Aussagen dort gut aufgehoben und konnte bis zu seinem Tod besucht werden.

Wie könnte die Versorgung wohnungsloser Menschen am Lebensende verbessert werden?

Da im Zentrum aus strukturellen Gründen eine Begleitung bis zum Schluss wie in einem Hospiz nicht umgesetzt werden kann, sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf Kooperationen mit Hospiz/Palliativteam angewiesen. Wenn es dann zu einer Überleitung ins Hospiz kommt, sind die Menschen zumindest örtlich so

nah, dass man weiterhin den Kontakt halten bzw. sie begleiten kann.

Wer kümmert sich um die Bestattung, wenn keine Angehörigen ermittelt werden können?

Dann greift das Sozialamt des Sterbeortes, und es gibt eine Sozialbestattung. Die Bestattung selbst variiert je nach Ort. Hier in Bensheim ist es so, dass aus Kostengründen im Rhein-Taunus-Krematorium (größtes Krematorium in Hessen) eingeäschert und anonym bestattet wird. Ein Abschiednehmen ist vor Ort nicht möglich. Es kann auch Alternativen geben (bspw. Friedwald Erbach). In verschiedenen Fällen wurde der Förderverein um Kostenübernahme gebeten, weil der Wunsch nach einem besuchbaren Grab da war. Oft wird eine kleine Trauerfeier im Zentrum abgehalten. Auf der Weihnachtsfeier wird der Verstorbenen gedacht, sie werden namentlich genannt. Die Trauernden hängen dann eine Kugel an den Weihnachtsbaum. Dies ist ein Ritual, bei dem oft Tränen fließen.

Wie können unsere Einrichtungen noch besser kooperieren und vielleicht voneinander lernen?

Es wäre hilfreich, gegenseitig die Strukturen kennenzulernen und zu verstehen. Dadurch könnten die Übergänge evtl. reibungsloser gestaltet werden.

Die Lebenswelt wohnungsloser Menschen ist für Menschen, die damit nicht täglich in Berührung kommen, oft nicht einfach zu verstehen. Die Ängste vor Ärzten, Krankenhäusern und Hospiz sind groß. Die Befürchtung der wohnungslosen Menschen, in Einrichtungen wie Krankenhäusern, Arztpraxen oder dem Hospiz abschätzig behandelt zu werden, ist groß. Dazu kommt die Angst von Personen mit Suchtproblemen, in einen Zwangsentzug zu geraten. Fremde Häuser sind für viele wohnungslose Menschen furchteinflößend.

Menschen, die auf der Straße leben und nur gelegentlich die vorhandenen Übernachtungsmöglichkeiten nutzen können, sind oft nicht in der Lage, sich und ihre Kleidung sauber und geruchsfrei zu halten. Das zum Beispiel muss man wissen und akzeptieren können. Eine Sozialarbeiterin sagte mir einmal: „Wenn ein Klient die Schuhe auszieht und dir seine Füße zeigt, ist das ein seltener Vertrauensbeweis.“ Auf der Straße trägt man die Schuhe immer. Es kann sein, dass man schnell weg muss oder jemand die Schuhe stehlen will. Die Folgen kann man sich vorstellen.

Wenn wohnungslose Menschen sterben, ist das fast immer zu früh.

Sie hatten oft kein erfülltes Leben, sind oft weit weg von ihren Angehörigen, haben keine vertraute Umgebung, haben keine Menschen, die mit ihnen Erinnerungen und damit Spuren ihres Lebens teilen. Dazu kommt die Angst vor Geringschätzung durch andere.

Vertrauensbildende Maßnahmen, die von Hospizeinrichtungen kommen und bei Wohnungslosen wahrgenommen werden, wären ein guter Schritt in Richtung des Ziels, Menschen in ihren letzten Tagen die Würde wiederzugeben.

*Das Gespräch führte Sibylle Steinmetz,
Öffentlichkeitsarbeit*

Kontakt:

Förderverein

Hilfen für Wohnungslose e. V. Bensheim

Elke Ditter

Pater-Delp-Straße 11, 64625 Bensheim

06251 789780

wohnsitzlosenhilfe.bensheim@t-online.de

<http://vereinwohnungslosenhilfe.wordpress.com>

Spendenkonto:

Sparkasse Bensheim

IBAN: DE13 5095 0068 0005 0085 03

Übern Tellerrand: Das Silbernetz



Einsamkeit im Alter ist ein großes Thema. Auch in unserer Arbeit begegnet sie uns immer wieder. Umso mehr freuen wir uns, ein Angebot gefunden zu haben, das genau hier ansetzt:

Silbernetz richtet sich an Menschen ab 60 Jahren, die sich allein fühlen oder einfach mal mit jemandem sprechen möchten.

Besonders gefällt uns die niedrighschwellige Idee: Täglich von 8 bis 22 Uhr ist das Silbertelefon unter 0800 4 70 80 90 erreichbar – anonym, kostenfrei, zugewandt. Wer regelmäßig Austausch sucht, kann eine Silbernetz-Freundschaft erhalten, ein wöchentliches Gespräch mit einer festen Person. Außerdem gibt es Beratung zu Angeboten in der eigenen Region. Eine tolle Initiative gegen das Gefühl, vergessen zu sein.



Sieger Köder, *Ende der Fahnenstange*
 © Sieger Köder-Stiftung Kunst und Bibel, Ellwangen
www.verlagsgruppe-patmos.de/rights/abdrucke

Was erwartet mich?

... jeden Donnerstagnachmittag bewegt mich diese Frage, wenn ich zum Dienst in das stationäre Hospiz aufbreche. Anfang September 2024 ist wieder so ein Moment. Ich klopfe an der Zimmertür von Frau H. Den Materialwagen, bestückt mit Papieren und Malutensilien, die ich vielleicht für die Kunst- und Gestaltungstherapie benötige, ziehe ich hinter mir her. Die Dame liegt im Bett und bittet mich freundlich herein. Und doch spüre ich rasch, dass eine große Ambivalenz mitschwingt, ob sie das Angebot ausprobieren möchte. Vorsichtig sage ich: „Farben und Bilder können manchmal mehr als Worte ausdrücken.“

Dieser Satz löst etwas in Frau H. aus. Sofort berichtet sie von einem Bild, das sie vor Jahren in einer Ausstellung gesehen habe. Der Theologe und Künstler Sieger Köder habe es gemalt. Nach längerem Überlegen erinnert sie den vermuteten Titel des Bildes: *Am Ende der Fahnenstange*. Aus der Tiefe holt sie immer mehr persönliche Erinnerungen hervor. Leider seien all ihre Unternehmungen später gescheitert, im Internet das genannte Bild wiederzufinden. Ich biete Frau H. an, bei weiterer Nachforschung zu helfen.

Die Recherchen gestalten sich schwieriger als gedacht und aus der Suche im Internet werden reale Begegnungen: Ich frage bei Barbara nach, einer engen Bekannten und Theologin. Auch nach weiteren Informationen, die Frau H. mir gibt, ist sie ratlos und kontaktiert ihrerseits eine Freundin – ebenfalls Theologin und wohnhaft in Ellwangen. Dort gibt es ein Sieger Köder Museum (<https://www.sieger-koeder-museum.de>)! Die Freundin besucht gezielt das Museum, sucht das Bild, spricht mit der Museumsdirektorin ... und sie finden es: *Ende der Fahnenstange*!

Ich nehme Kontakt zur Museumsleiterin auf. Sie willigt ein, dass für den Gast das Bild fotografiert werden darf, und ich erhalte die außergewöhnliche Zusage, dieses Foto der sterbenskranken Frau auszuhändigen. Wenige Tage vor meinem Jahresurlaub überreiche ich Frau H. das Foto. Sie ist deutlich geschwächt – und sichtlich berührt. Das Bild stelle ich auf ihren Nachttisch und sie spricht sehr ruhig: In den Sarg oder die Urne solle es gelegt werden.

Nach meinem Urlaub treffe ich Frau H. nicht mehr an. Ich hoffe, dass dieser Wunsch erfüllt werden konnte. Vieles ist für mich ungeklärt. Das gehört zu meinem Arbeitsalltag und will akzeptiert sein.

Und trotzdem ist diese Geschichte für mich eine beeindruckende Erfahrung. Sie zeigt, dass ich bei der Arbeit oft etwas Ideelles geschenkt bekomme. In diesem Fall: so viel Unterstützung von so vielen Menschen, die fern ab von Bensheim

leben. Menschen, die nicht nur dem Gast, sondern zum Teil auch mir noch unbekannt sind. Bis dato, kannte ich auch Sieger Köder nicht – auch ihn habe ich auf diesem Weg getroffen. An dieser Stelle möchte ich auch dem Schwabenverlag danken, der freundlicherweise dem Hospizverein die Rechte zur Veröffentlichung des Bildes eingeräumt hat.

Sobald es geht, werde ich nach Ellwangen reisen und in Sieger Köders Welt der Malerei eintauchen – und dann hoffentlich auch die zwei mir gegenüber so menschlichen Helferinnen kennenlernen.

*Ute Griebmann
Kunst- und Gestaltungstherapeutin*

Erfahrungen mit unserer Arbeit

Trauerbegleitung – ein Segen

Die Trauerbegleitung war ein Segen für mich. Ein Segen deshalb, weil ich mich auf besondere Weise behütet, verstanden und vor allem begleitet fühlte. Trost, große Unterstützung und Anteilnahme fand ich in meiner Familie und bei meinen vielen guten Freunden. Doch die Trauerbegleiterin vermochte das Durcheinander meiner Gefühle anders zu ordnen, zu lenken. Ihr gelang es, neue Perspektiven auf Vergangenes, das Hier und Jetzt sowie die Zukunft behutsam anzudeuten. Ich empfand sie als eine Vertraute – einfühlsam, verständnisvoll und erfahren im Umgang mit den vielfältigen Facetten der Trauer. Ich konnte daher ohne Scheu aussprechen, was mich verunsicherte, belastete und bekam von ihr auch den Anstoß, meine Gedanken und Empfindungen aufzuschreiben. Das war erleichternd und half mir später die „Dinge rund zu sehen“. Sie gab mir einen Spruch, der half, den Tod meines Mannes anzunehmen, zu begreifen, einzuordnen. Das war sehr tröstlich. In der Zeit nach dem Tod eines geliebten Angehörigen, wenn die Seele noch auf Wanderung ist, man sich selbst entwurzelt, verzweifelt fühlt, ist man offen für bisher ungekannte Wahrnehmungen. Ich traf in meiner Trauerbegleiterin auf einen Menschen, der all dies einfach kannte. Sie bot mir zudem praktische Trittsteine an und verstand meine Überforderung. Das Wort Trittsteine habe ich einem Buch entnommen, das sie mir empfahl, und in dem ich Anregungen für meinen eigenen Trauerweg fand. Ihre Trauerbegleitung war eine Quelle des Schutzes und der Veränderung.

Auf dieses Angebot des Hospiz-Vereins Bergstraße hatte mich ein guter Freund aufmerksam gemacht, der mir riet, mich nach Hilfe umzuschauen. Das war etwa sechs Wochen nach dem Tod und für mich der richtige Zeitpunkt. Denn ich merkte, jetzt brauche ich von außen Hilfe trotz der Unterstützung von Familie, Freunden, Nachbarn. Der Kontakt kam sehr schnell und unkompliziert zustande. Es war ein sofortiges Geben – einfach ein Geschenk – von Seiten des Hospizvereins.

Ich bin sehr dankbar, dass es diese Form der Trauerbegleitung in Bensheim und Umgebung gibt. Diese einfühlsame Begleitung war außergewöhnlich.

*Der Text entstand im Rahmen der Schreib-Aktion zum dreißigsten Jubiläum.
Kerstin, die Autorin, möchte nicht mit vollem Namen genannt werden.*



Seitenweise Mensch sein

Haben Sie sich schon mal gefragt, warum das eine Buch Sie so fesselt und Sie ein anderes gar nicht gern lesen? Ja klar, Inhalt, Sprache, sogar die optische Aufmachung wecken Interesse oder eben auch nicht. Und auch zur jeweiligen Stimmung muss ein Buch passen. Aber oft merken wir, dass wir besonders gern von etwas lesen, das weit entfernt ist vom eigenen Umfeld, dass wir lesend Neues und ganz anderes quasi miterleben möchten. Die Vielfalt unserer Welt, menschlicher Lebenswege und -erfahrungen steht uns in Romanen, Erzählungen und Bilderbüchern offen. Als LeserInnen brauchen wir uns bloß darauf einlassen, schon weitet sich der Blick und wir profitieren von den Impulsen, die weltweite Erzähllust setzt. Dabei öffnen wir uns ganz beiläufig für alle Facetten des Menschseins.

Daniela Krien, Mein drittes Leben

Verlust, Trauer und Neuausrichtung – darum geht es in diesem Roman der 1975 geborenen Daniela Krien. Die Ich-Erzählerin Linda lebt ein gutes Leben mit Mann, Tochter und Stiefkindern, ohne Bewusstsein dafür, wie zerbrechlich all dies ist. Alles passt, bis der Unfalltod der 17-jährigen Tochter das Leben auf den Kopf stellt. Danach gelingt es Linda nicht, den bisherigen Alltag aufzunehmen. Sie zieht sich von Familie und Freunden zurück. Ein einsam gelegener Hof auf dem Land wird Fluchttort, hier findet sie Abstand, ist keinen Erwartungen ausgesetzt und erlaubt sich, Abgründe der Verzweiflung und Trauer zu durchleben. Nach und nach stellt sie sich ihren

Erinnerungen. Alltagsprobleme und die Annäherung an nicht mit der Vorgeschichte vertraute Menschen geben ihr Halt. Schließlich ist sie gezwungen, nach Leipzig zurückzukehren und spätestens ab hier beweist sich dieser Roman auch als einfühlsame Schilderung einer Liebe und Ehe, die zerbricht und dabei doch Bestand behält. Daniela Krien schreibt empathisch, mit Sachverstand und ohne Pathos von Verlust, Trauer – und größer werdenden Lichtblicken.

Daniela Krien: Mein drittes Leben, Diogenes, 2024, 978-3-257-07305-8

Sanaka Hiiragi, Die Erinnerungsfotografen

Jede Kultur hat Vorstellungen darüber entwickelt, was mit Verstorbenen wohl passiert. In Japan heißt es, dass, bevor Verstorbene in Frieden ruhen können, ein langer, manchmal auch beschwerlicher Weg vor ihnen liege. Der Tod gilt als Übergangsmoment. Im Roman *Die Erinnerungsfotografen* empfängt der Fotograf Hirasaka gerade verstorbene Menschen. Er legt ihnen für jeden Tag ihres Lebens ein Foto vor und sie wählen sich für jedes ihrer Lebensjahre eins aus. Daraus gestaltet Hirasaka eine Drehtafel als Kaleidoskop ihres Lebens. Seine Aufgabe ist es, den Übergang zwischen Leben und Tod zu erleichtern. Nichts Ungelöstes soll bleiben, kein Groll, kein Zweifel. Mittels der Fotos tauchen seine BesucherInnen tief in eine Rückschau auf ihr Leben ein, sie dürfen sogar zu einem besonderen Tag ihrer Vergangenheit zurückkehren. Die Autorin beschreibt drei sehr unterschiedliche Lebenswege

*Lesen
stärkt die
Seele.*

Voltaire,
Philosoph & Schriftsteller

und mit gutem Gespür für menschliche Vielfalt fängt sie die seltsame Situation der Beteiligten ein. Die Einzigartigkeit eines jeden Menschen, die Schönheit des Lebens und Zuversicht im Hinblick auf die letzte Reise stehen im Mittelpunkt dieses poetisch anmutenden Romans.

Sanaka Hiiragi: Die Erinnerungsfotografen, Hoffmann und Campe, 2023, 978-3-455-01616-1

Ulrike Draesner, Zu lieben

Die erzählende Protagonistin darf mit der Autorin gleichgesetzt werden. Dieser biographisch inspirierte Roman setzt mit dem Wunsch nach einem Kind und eigener Familie ein. Doch mehrere Fehlgeburten machen diese Hoffnung zunächst zunichte. Ergreifend ehrlich und gleichzeitig unprätentiös erzählt hier eine Frau vom Hoffen, Bangen und Abschiednehmen nach wiederkehrenden Fehlgeburten, von ihrer Enttäuschung, ihrem Schmerz. Sie fühlt sich allein gelassen. Ihre Trauer empfindet sie als gesellschaftliches Tabu, in ihrem Umfeld werden ihre Verluste übergangen, sie vermisst Mitgefühl und Trost. Schließlich führt der Weg zum Adoptionswunsch, der altersbedingt inzwischen nur noch im Ausland umsetzbar ist. Aus Sri Lanka kommt endlich die ersehnte Nachricht: Ein kleines Mädchen, ihre *future daughter* wartet dort?. Aber wartet es wirklich? Es

wird seine „Welt wechseln“ müssen. Was empfindet dieses Kind bei ersten Begegnungen? Was bedeutet es, Eltern zu werden, ohne neunmonatige Ankunftszeit? Und was erleben Eltern in Deutschland mit einem offensichtlich aus einem anderen Erdteil stammenden Kind an der Hand? Mit leisem Sarkasmus und feinfühlig erzählt Ulrike Draesner von großen und kleinen Hürden auf ihrem Weg, Familie zu werden, und von einer überaus berührenden Liebe zwischen Mutter und Adoptivkind.

Ulrike Draesner: *Zu lieben*, Penguin, 2024, 978-3-328-60341-2

Necati Öziri, Vätermal

Das Vätermal ist ein kleiner Fleck unter dem linken Auge von Arda, dem Ich-Erzähler des gleichnamigen Romans. Diesen hat er mit seinem Vater gemeinsam, doch das weiß er nur von Fotos. Denn sein Vater hat die Familie verlassen, hielt es in Deutschland nicht aus und kehrte zurück in die Türkei, als Arda noch ein Baby war. Jetzt ist Arda Mitte zwanzig und kämpft im Krankenhaus mit einer schweren Erkrankung. Unsicher, ob ihm Zeit bleibt, jemals seinen Vater kennenzulernen, beginnt er voll Sehnsucht, Wut und Liebe einen Brief an ihn zu schreiben. Die brennende Frage, wer dieser wohl sei, kann er nicht klären, aber dem Vater erzählen, wer sein Sohn war, wie dessen Leben verlief, das versucht er. Wie war es, aufzuwachsen mit einer Mutter, die „deutscher als jede Deutsche“ sein wollte, mit der Leerstelle eines vorhandenen, aber abwesenden Vaters und dabei ständig auf der Suche nach der eigenen Identität zu sein? Für die Deutschen ist er Türke, obwohl er nicht türkisch spricht, für die Verwandten genau deswegen ein Außenseiter. Emotional berührend

und radikal lässt Necati Öziri einen Heranwachsenden erzählen von seiner Suche nach Herkunft und Verortung, von der Sehnsucht nach einem Vater, der nicht da ist.

Necati Öziri: *Vätermal*, Ullstein Taschenbuch, 2023, 978-3-54806980-7

David Grossman, Opa, warum hast du Falten?

Mit dem Satz „Opa, was hast du denn da auf dem Gesicht?“ beginnt das mit sparsamen, aber aussagekräftigen Illustrationen versehene Bilderbuch des Friedenspreisträgers David Grossman. Jotam, der Enkel, fragt weiter, woher der Großvater seine Falten denn überhaupt habe. Und dieser erklärt: Einige Falten hat er vom Altwerden bekommen, andere wegen aller möglichen Dinge, die in seinem Leben passiert sind, schöne und traurige. So stammen einige Falten aus der Zeit, als Oma Dina sehr krank wurde. Aber da sind auch solche wie die auf der Wange. Sie stammt von Jotams Geburt, da fühlte sich Opa nämlich als der glücklichste Mensch der Welt. Er hat sich so sehr gefreut und so viel gelächelt, dass er davon eine Falte bekam. Und so machen sich Opa und Jotam auf eine kleine Reise durch das Gesicht des Großvaters. Die wörtliche Übersetzung des Originaltitels lautet: „Jede Falte hat eine Geschichte“. Das ist eine wunderbare Beschreibung für dieses einfühlsame, aus dem Hebräischen übersetzte Bilderbuch, das Kinder und Großeltern ermutigt, miteinander ins Gespräch zu kommen.

David Grossman: *Opa, warum hast du Falten?*, Hanser Verlag, 2023, ISBN 978-3-446-27599-7

Felicity Brooks, Alle anders – Das sind wir! (Menschliche Vielfalt)

Wie wäre das, wenn wir alle gleich wären? Einfach langweilig! Dieses Bilderbuch stellt dem die bunte Vielfalt der Menschen gegenüber. Auf kunterbunten Doppelseiten zeigt es, wo und wie Menschen leben, berichtet es von Gewohnheiten, Essen, Kleidung und Wohnsituationen – von menschlicher Vielfalt, die sich nicht auf unterschiedliche Hautfarben begrenzt, sondern sich auch in körperlichen Voraussetzungen, Traditionen und unterschiedlichen Lebensweisen erweist. Dabei wird deutlich, dass die Menschen bei aller Verschiedenheit auch vieles verbindet. Kurze Texte und fröhliche Bilder regen zum gemeinsamen Hinschauen und Nachdenken an. Nicht alle Menschen sehen gleich aus und nicht alle sprechen dieselbe Sprache. Manche mögen Sachen, die wir nicht mögen, oder essen etwas, das wir noch nie gesehen haben. Ist das gut so? Ja, unbedingt! Dieses Buch zeigt, warum wir genau so richtig sind, wie wir sind.

Felicity Brooks, *Alle anders, das sind wir*, Usborne, 978-1-789-41582-7

In unserer Geschäftsstelle (Am Wambolterhof 4-6) sind alle in diesem Heft vorgestellten Bücher vorhanden. Sie dürfen gerne entliehen werden.

Sibylle Steinmetz
Öffentlichkeitsarbeit



Foto: Jan Bema

Unser Beitrag bei der Demo *Bensheim bleibt stabil – Demokratie verteidigen*, 22.02.25

Wir setzen uns ein für Demokratie

Viel Ahnung von Politik hab ich nicht. Aber nach dreißig Jahren Hospizarbeit und vielen Tausend Menschen, die ich habe sterben sehen und mit denen ich am Lebensende gesprochen habe, kann ich Ihnen davon was erzählen.

Davon, was wichtig ist im Leben und wie das ist, wenn man auf sein Leben zurückblickt. Denn, dass wir das eines Tages tun werden, steht ja mal fest. Keine Ahnung, wer die nächste Wahl gewinnt, keine Ahnung, was der eine oder andere unter uns noch erleben oder erreichen wird, aber dass wir alle eines Tages sterben, ob groß, ob klein, ob dick, ob dünn, ob schwarz, ob weiß, ob deutsch oder aus einem anderen Land, ob Christ oder in einer anderen Tradition aufgewachsen. Der Tod ist der große Gleichmacher. Dass wir mal einfach tot umfallen, oder morgens nicht mehr wach werden, ist höchst unwahrscheinlich. Die allermeisten werden Gelegenheit haben, ihr Leben zu reflektieren.

Als kleines Hilfsmittel, um über sein Leben nachzudenken haben wir im Hospizverein diese Denkdeckel. Da stehen interessante, teilweise etwas provozierende, teilweise etwas witzige Sachen drauf. Auf diesem hier steht „Wer wird gut sterben?“.

Wenn ich diese Deckel benutze, höre ich oft: „Der ein erfülltes Leben hatte?“ Okay. Aber was erfüllt unser Leben?

Wenn wir zurückblicken auf ein Leben voller Hass und Groll und Missgunst? Wenn wir uns vielleicht mit Ellenbogen und Egoismus durchgekämpft haben und vieles erreicht haben und materielle Güter angehäuft haben??? Ich glaube nicht, dass ich an Gedächtnisschwund leide, aber soviel ich auch nachdenke, noch niemand hat mir im Angesicht des Todes erzählt: „Was bin ich so froh, dass ich mir diese oder jene Vorteile verschafft oder diesen oder jenen Konkurrenten ausgebootet habe oder das Haus so rum und nicht andersrum gebaut habe und das fette Auto vor der Tür steht.“

Wenn wir am Lebensende angekommen sind und auf unser Leben zurückblicken, sind es ganz andere Sachen, die wichtig sind. Was uns glücklich macht, sind gelungene Beziehungen. Hab` ich meine Kinder gut aufs Leben vorbereitet und wird etwas von mir und meinen Werten bleiben und wie werden die Menschen sich an mich erinnern? An meine Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft? An mein soziales Engagement und meine Güte? Oder was wird bleiben?

Natürlich sind Menschen verschieden und alles, was ich sage, mag nicht auf 100 Prozent der Menschheit zutreffen. Ich spreche nur von meinen Erfahrungen.

Aber, dafür, dass wir ganz tief drinnen eigentlich alle die gleichen Bedürfnisse haben, gibt es unzählige schöne Beispiele. Ich erzähle immer wieder gerne von einer Situation im Hospiz von Jerusalem. Ich war schon oft in

Israel, kenne dort viele Menschen. Das Hospiz in Jerusalem, das *French Hospital* ist ein ganz besonders zauberhafter Ort.

Dort werden am Lebensende viele Christen, viele Araber, viele Juden, auch gerade russische Juden liebevoll und respektvoll umsorgt. Der Religions-, und Kultur- und Sprachmix ist eine große Herausforderung. Aber ob Sie es glauben oder nicht, es funktioniert vorzüglich. Weil auf einmal das im Fokus steht, was wirklich wichtig ist.

Es gibt dort fast nur Mehrbettzimmer, denn es ist ein historisches Gebäude. So begab es sich, dass in einem Zweibettzimmer zwei Damen relativ nahe am Lebensende Besuch von ihren ältesten Söhnen hatten. Die eine Dame Jüdin, die andere Araberin. Die beiden Söhne voneinander abgewandt, Rücken an Rücken an den Sterbebetten ihrer Mamas, die jeweilige Hand haltend, traurig und lautlos vor sich hinweinend. Wussten sie doch beide, dass sie bald *mutterseelenallein* sein werden. Ein interessantes deutsches Wort für das Gefühl maximaler Einsamkeit. Das Wort gibt es nur in unserer Sprache, das Gefühl gibt es in jeder Sprache bzw. bei allen Menschen. Denn es ist etwas ganz Besonderes, wenn man die Mama verliert. Es begab sich dann, dass beide Männer gleichzeitig aufstanden, und als sie sich umwendeten, sahen sie dem jeweils anderen Tränen übers Gesicht laufen. Und spontan umarmten sie sich. Ich weiß natürlich nicht, was sie dachten. Vielleicht dachten sie aber schon: „Was haben wir denn eigentlich über so viele Jahre für einen Mist geglaubt?! Dass der jeweils andere ganz schlimm und ganz anders und mein Feind ist. – Ganz tief drin sind wir doch alle gleich. Wir empfinden jetzt genau gleich.“

Hier ist noch ein weiterer Deckel. Da steht drauf „Würde leben – Würde finden – in Würde sterben?“. WÜRDE ist so ein wichtiger Begriff in unserem Land. Ich glaube, in unserem Grundgesetz steht ganz vorne am Anfang nicht: „Die Würde der Deutschen ist unantastbar“, sondern: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Für uns Hospizler gilt das uneingeschränkt. Eine gute Begleitung und Umsorgung am Lebensende sind ein Menschenrecht. Sie dürfen nicht abhängig davon sein, dass man *die richtige* Krankenkasse hat, *die richtige* Staatsangehörigkeit, *die richtige* sexuelle Orientierung, die richtige Hautfarbe, *die richtige* Sprache spricht oder an *den richtigen* Gott glaubt oder *die richtige* Partei wählt (obwohl das natürlich schon eine gute Idee wäre).

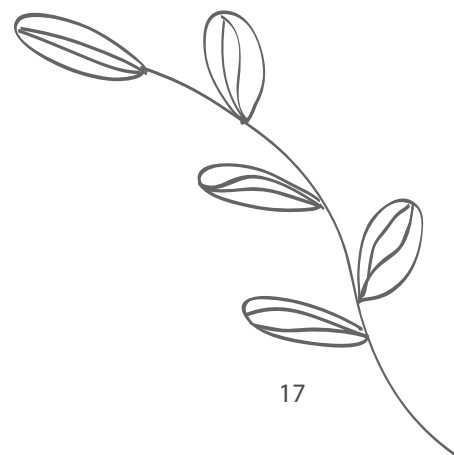
Und es geht auch nicht nur um die Würde der Alten und

Kranken und Sterbenden. Es geht auch um die Würde derer, die sie pflegen. Und da gibt es unzählige, die eine andere Hautfarbe haben, mit einer anderen Sprache aufgewachsen sind und an einen anderen Gott glauben. Aber was um Gottes Willen täten wir denn ohne diese Kolleginnen und Kollegen? Und viele sind vielleicht noch nicht mal sehr lange hier in unserem Land? Wenn die weg wären... dann wären die ohnehin schon unerträglichen Bedingungen im Gesundheitswesen völlig desolat.

Mit vielen meiner Freunde in Israel habe ich intensiven Kontakt. Darunter sind palästinensische Christen in Bethlehem, aber auch Juden in Jerusalem, Tel Aviv und anderen Orten. Allesamt kluge, kultivierte, sehr friedliebende Menschen. Die schreiben mir regelmäßig und berichten von dem, was sie tun. Und was tun sie? Sie gehen auf die Straße und demonstrieren. Sie demonstrieren für Freiheit und Demokratie. Nicht erst seit Oktober vor einem Jahr. Auch davor schon standen sie auf den Straßen von Tel Aviv und anderen Orten und demonstrierten friedlich für Freiheit und Demokratie. Das scheint mir das zu sein, was kluge, kultivierte Menschen allerorten so tun. Ich wünsche und hoffe, dass es immer mehr werden... an immer mehr Orten... die sich das trauen...

Zusammenstehen und friedlich demonstrieren für diese Werte: für Mitmenschlichkeit, Güte, Zusammenhalt, Freiheit und Demokratie. So wie wir hier heute. Bleiben Sie alle behütet.

Doris Kellermann,
Ambulante Hospizbegleitung & Hospiz-Akademie





Menschen mit Beeinträchtigung – Teilhabe bis zum Lebensende

Seit April bin ich als Koordinatorin in der ambulanten Hospizbegleitung tätig. Zuvor arbeitete ich über fünfzehn Jahre in der Eingliederungshilfe mit Menschen, die geistig und körperlich beeinträchtigt waren. Diese Erfahrungen prägen meine Arbeit beim Hospiz-Verein Bergstraße.

Einrichtungen der Eingliederungshilfe leisten für Menschen mit Beeinträchtigung (MmB) einen wichtigen Beitrag zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Diese Menschen leben bei ihrer Familie, im stationären Wohnhaus, im ambulant betreuten Wohnen, aber auch selbstständig. Viele MmB arbeiten in Werkstätten der Eingliederungshilfe. Sogenannte BezugsbetreuerInnen, mit meist darauf ausgerichteter pädagogischer Ausbildung, begleiten MmB sowohl bei der Bewältigung ihres Arbeitsalltags als auch am jeweiligen Wohnort – bedarfsgerecht und individuell.

Die Kommunikation mit MmB gestaltet sich vielseitig und erfolgt oft in Leichter Sprache, einer einfach verständlichen Sprachform, und mit unterstützender Kommunikation (Mimik, Gebärden, Piktogramme, technische Hilfsmittel). Flexibilität und Einfühlungsvermögen in der Interaktion kommen dabei den individuellen Bedürfnissen zugute.

Doch wie sieht es aus, wenn MmB am Lebensende stehen? Kann gute Begleitung gelingen?

Was man wissen sollte:

- Das Euthanasie-Verbrechen des Nationalsozialismus zeigt heute keine Auswirkungen mehr; die Lebenserwartung von MmB steigt kontinuierlich.

- Schwere Erkrankungen, wie Krebs, nehmen auch bei MmB zu.
- Die Sterberaten in den jeweiligen Wohneinrichtungen wachsen.
- Das pädagogische Team hat oft nur wenig Wissen zu Gesundheit und Pflege bei MmB.
- Die medizinisch-pflegerischen Fachkräfte verfügen meist über unzureichende pädagogische Kenntnisse.
- MmB wünschen sich, dort zu sterben, wo sie gelebt haben.
- MmB möchten beim Thema Lebensende nicht übergangen werden.

Sterben – Tod – Trauer ist als thematische Aufgabe in der Praxis der Eingliederungshilfe angekommen. Denn MmB müssen auch am Lebensende mit ihren individuellen Bedürfnissen und Anforderungen wahrgenommen, ge- und beachtet werden.

Die Palliativakademie Würzburg bietet inzwischen eine spezialisierte Weiterbildung zur Palliative-Care-Fachkraft für MmB an, die auch pädagogischen Fachkräften wie BezugsbetreuerInnen offensteht und diese für ihre Arbeit im Umgang mit der letzten Lebensphase von MmB und die Aufgabe als Palliativbeauftragte qualifiziert. In der jeweiligen Einrichtung wirkt dann in diesem Kontext eine Kooperationsvereinbarung mit dem Hospizdienst vor Ort entlastend.

MmB gehen mit dem Themenbereich Sterben meist intuitiv um. Wenn etwa ein Familienangehöriger verstirbt, nutzen sie ihr soziales Netzwerk, ihr vertrautes Umfeld –

sie fühlen sich hier geborgen. Und weil es leichter fällt, in gewohnter Atmosphäre das Erlebte zu benennen, finden auch die Trauergespräche hier statt.

Ein Beispiel: Die Nachricht über das Versterben eines Mitarbeiters wird in der Arbeitsgruppe der Behindertenwerkstatt besprochen: Ein Todesfall wird kommuniziert und die Trauer um die verstorbene Person geteilt. Vor der Kantine werden ein Foto des Verstorbenen und eine brennende Kerze aufgestellt. Alle wissen, was das bedeutet. Wer möchte, kann an der Beerdigung teilnehmen, und in der Einrichtung wird ein Trauercafé organisiert, als geschützter Rahmen für Austausch und Erinnerung. MmB und ihre Betreuer pflegen auf kreative Art und Weise das Gedenken an Verstorbene: Erinnerungsboxen, eine Fotogalerie oder ein Ort in der Natur – Baum, Gedenkstein oder Blumenbeet. Die Fotos vom Aushang werden in einem Album gesammelt – ein einsehbares kollektives Gedächtnis.

Herausfordernd – und berührend – für alle Beteiligten ist es, wenn ein MmB selbst eine palliative Diagnose erhält. Betroffene sollen möglichst bis zuletzt ein selbstbestimmtes Leben führen dürfen und eine würdevolle Begleitung am Lebensende erfahren. Wer in Wohnformen der Eingliederungshilfe lebt, wünscht sich meist, auch hier zu versterben. Das gewohnte Umfeld mit den wiederkehrenden Ritualen, bekannten Abläufen und vertrauten Menschen bietet den erforderlichen Halt.

So konnte zum Beispiel der Bewohner eines stationären Wohnhauses nach palliativer Diagnose noch zwei schöne Jahre in seinem Zuhause verbringen. Die Spezialisierte Ambulante Palliativversorgung (SAPV), der gesetzliche Betreuer und der ambulante Hospiz-Verein wurden früh eingebunden. Auch die Mitbewohner waren einbezogen – seine offene Zimmertür lud zu unkomplizierten, spontanen Besuchen ein. Am Ende schlief der Betroffene friedlich ein, an seinem Bett ein Mitbewohner und ein Betreuer. Nach der Beerdigung mit reger Beteiligung aus seinem sozialen und Wohnumfeld fand auch der *Flannerts* (odenwäld. Ausdruck: Kaffeetafel nach einer Trauerfeier) in der vertrauten Atmosphäre der Einrichtung statt.

Eine andere Bewohnerin konnte aufgrund ihrer palliativen Erkrankung nicht mehr in ihrem Zuhause versorgt werden. Sie zog ins stationäre Hospiz, fühlte sich hier wohl und gut umsorgt. Der Kontakt zum Betreuten Wohnen, ihrem früheren Zuhause, wurde aufrecht gehalten. Häufig kam ihr Bezugsbetreuer und mit ihm zusammen besuchte sie sogar nochmals ihre frühere

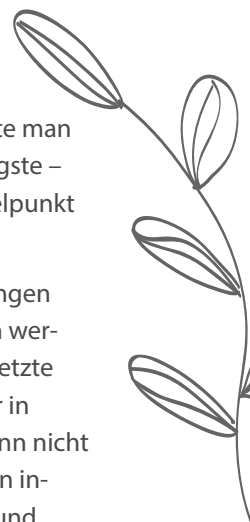
Arbeitsgruppe. Im stationären Hospiz begegnete man ihr und ihren Zugehörigen ohne Berührungsängste – Offenheit und Zugewandtheit standen im Mittelpunkt des Tuns aller Haupt- und Ehrenamtlichen.

Dies sind nur einige Beispiele ... Meine Erfahrungen zeigen mir klar, dass MmB nicht ausgeschlossen werden möchten. Sie sind oft sehr interessiert, die letzte Lebensphase zu verstehen – als Betroffene oder in Bezug auf Menschen in ihrem Umfeld. Auch wenn nicht alles zu begreifen ist, MmB erspüren viel, agieren intuitiv. Aufmerksamkeit, Gespräche und Rituale und gut ausgebildete BegleiterInnen helfen ihnen, Sterben und Lebensende, Verlust und Trauer einzuordnen. Es ist wichtig MmB ernst zu nehmen. Sie sollen den für sie persönlich richtigen Weg im Umgang mit Sterben, Tod und Trauer finden dürfen. Es steht jedem zu, für sich zu entscheiden, inwieweit er sich mit diesem Thema auseinandersetzen möchte. Alles ist möglich – darf sein – nichts wird beurteilt. Durch eine geeignete Kommunikation gewinnen MmB Vertrauen und Sicherheit im Umgang mit dem Thema Lebensende. Und oft braucht es nur wenige Worte, aber diese müssen ihnen entsprechen.

Die Eingliederungshilfe hat inzwischen einen guten Weg eingeschlagen, vielfältige Ideen und Gedanken werden umgesetzt. Nun gilt es, diesen Weg auszubauen. Eine übergreifende Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Eingliederungshilfe kommt allen Beteiligten zugute. Letzte Hilfe Kurse sowohl für Mitarbeitende von Eingliederungs-Einrichtungen wie auch für MmB, dann natürlich in Leichter Sprache, sind zielführende Angebote, genauso wie Schulungen für Ehrenamtliche zum Umgang mit MmB in der letzten Lebensphase.

Eingliederungshilfe ist eine gesetzlich verankerte Sozialleistung. Sie soll MmB eine individuelle Lebensführung, die der Würde des Menschen entspricht, ermöglichen – und das, so finde ich, gilt auch für die letzte Lebensphase.

*Tamara Handwerker,
Ambulante Hospizbegleitung*





Gemeinschaftlich menschlich – die lange Tafel ein Herzstück im Hospiz

Dreimal täglich hört man im stationären Hospiz ein Klappern von Geschirr aus der Küche, oft verbunden mit einem Lachen und einer Stimme, die fragt: „Worauf haben Sie denn heute Appetit?“ Dann ist Essenszeit: Zeit sich zu versammeln, Zeit zum Zusammen-Sein, Zeit zum Zusammen- Mensch-Sein.

Gemeinsame Mahlzeiten sind mehr als Nahrungsaufnahme. Sie sind Ausdruck von Fürsorge, von Anteilnahme, von Nähe. Im stationären Hospiz ist das gemeinsame Essen von Beginn an eine tragende Säule unserer Kultur – gepflegt nicht als Konzept mit starren Regeln, nicht als Methode aus Lehrbüchern, sondern als ein gelebter Ausdruck unserer Grundhaltung.

Ort der Begegnung

Der große, freundlich gedeckte Tisch in unserem Gemeinschaftsraum ist ein Ort, an dem das Leben in all seinen Farben Platz nimmt. Gäste, Pflegende, Angehörige, Ehrenamtliche, Mitarbeitende aus der Verwaltung, der Küche, vom psychosozialen Dienst – sie alle kommen hier zusammen. Nicht immer können alle und unsere Gäste nicht immer mit großem Appetit dabei sein, aber allen gemeinsam ist der Wunsch, dazuzugehören – zu dieser Gemeinschaft, die einfach willkommen heißt.

Es wird geredet, geschwiegen, geschmunzelt, gegessen. Manchmal gibt es aber auch Misstöne, denn es *menschelt* – so wie im echten Leben. Dem einem ist es

zu laut, einem anderen zu leise, das Gespräch zu politisch oder ein Thema unpassend. Da gilt es dann, insbesondere für die Pflegenden, genau hinzuschauen – auf die Bedürfnisse der einzelnen Gäste wie auch auf das, was diese Gemeinschaft verbindet. Das bedeutet, mal proaktiv ins Gespräch zu gehen und Themen zu lenken oder auch einfach stille Signale wahrzunehmen und ohne Worte darauf zu reagieren. Wichtig ist es dabei, sich immer wieder aufs Neue den Beweggrund für unser Konzept der *langen Tafel* zu vergegenwärtigen: GEMEINSCHAFT! Gerade das Zusammenspiel ganz unterschiedlicher menschlicher Facetten ist es, welches unsere Tafel so lebendig macht. Sie ist ein Spiegel des Lebens, in welchem auch das Sterben Raum hat.

Essen und Trinken am Lebensende

Wenn Menschen sich dem Lebensende nähern, lässt der Hunger nach. Das ist ganz normal. Der Körper benötigt immer weniger Kalorien und kann diese auch nicht mehr adäquat verstoffwechseln. Und auch wenn es dazu gehört, ist es natürlich nicht einfach, dies gleichermaßen zu akzeptieren – weder für die Betroffenen als auch für deren Familien. Hier kommt das Zitat von Cicely Saunders zum Tragen:

„Der Mensch stirbt nicht daran, dass er nichts mehr isst. Er isst nicht, weil er stirbt.“

Doch wer einmal an unserer Tafel gesessen hat, spürt schnell: Hier geht es nicht allein um die Nahrungszufuhr, sondern um das, was zwischen Menschen ganz natürlich entsteht: die heilsame Kraft der Gemeinschaft. Die Möglichkeit, sich zu zeigen – mit Hunger oder ohne, mit Gesprächsbedarf oder in stillem Dabeisein. Die Einladung, sich auch während der letzten Lebensphase nicht nur gut gepflegt und versorgt, sondern wirklich wahrgenommen, gesehen, gehört und gestärkt zu fühlen. Es wird deutlich, dass Essen ein hohes Maß an emotionaler Bedeutung hat – es ist neben körperlicher Aufnahme von Nährstoffen auch *Seelennahrung*. Das kann künstliche Ernährung in keiner Weise ersetzen.

Die vier Köchinnen unseres Hauses bereiten, unterstützt von ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern, jede Mahlzeit mit besonderer Aufmerksamkeit liebevoll zu. Ihnen ist bewusst, dass sie für Menschen kochen, deren Lebenszeit kostbar ist – gerade jetzt. Sie gehen dabei auf individuelle Wünsche ein, kochen auch Wunsch- und Lieblingsspeisen.

So kommt es durchaus vor, dass jemand, der kaum noch Appetit verspürte, plötzlich doch eine halbe Portion Reibekuchen genießt, weil der Duft durch den Flur zog und der Anblick des gedeckten Tisches vielfältige Gefühle weckte, wie schöne Erinnerungen an das, was war, und überraschende Freude an dem, was möglich ist.

Beziehung nährt

An einem Tisch entstehen Gespräche, die manchmal tiefer und weiter gehen als Einzelgespräche. Themen werden angeregt: Manchmal erzählen Angehörige von durchwachten Nächten, Gäste sprechen über ihre Lieblingsgerichte aus Kindertagen, Pflegekräfte geben kleine Einblicke in ihren Alltag, Ehrenamtliche teilen Anekdoten oder hören einfach zu. Bei all dem wird richtig viel gelacht – miteinander, nicht übereinander. Und manchmal liegt auch eine stille Würde über der langen Tafel – wenn niemand spricht, aber alle spüren: Wir sind gemeinsam hier.

Gemeinschaft lässt Schweres leichter werden. Wer lange gepflegt wurde, oft isoliert war, findet hier Anschluss, manchmal auch neue Freundschaften. Wer vielleicht gerade keine Worte mehr findet, wird durch ein Lächeln oder eine einladende Geste in die Mitte geholt.

Selbst Gäste, die sich zunächst zurückziehen, lassen sich manchmal doch an die Tafel einladen – mit einem Löffel Suppe, einem Apfelkompott oder einem Eierlikör – und erleben einen Platz, an dem sie einfach sein dürfen, so wie sie sind.

Nicht alle unsere Gäste können am gemeinsamen Essen teilhaben, aus ganz unterschiedlichen Gründen, doch können ihre An- und Zugehörigen sich jederzeit am gedeckten Tisch stärken. So können sich Gäste und deren Familien an einer gewissen „Normalität“ ausrichten, auch wenn sie sich gerade in einer Ausnahmesituation befinden. Die gemeinsamen Mahlzeiten erzeugen Rhythmus und Alltag, Vertrautes im Unvertrauten.

Menschlichkeit – bis zuletzt

Die Wurzeln des Hospizgedankens liegen in der Gastfreundschaft, in der Herberge für die, die erschöpft sind. Es ist die Hand, die gereicht wird, die Suppe, die wärmt, das Bett, das Geborgenheit gibt, was hospizliches Wirken ausmacht. Unsere gemeinsamen Mahlzeiten sind eine Form dieser Gastfreundschaft – ein Ausdruck von gelebter Menschlichkeit. Sie können ein Stück von dem wiedergeben, was Krankheit und Abschied vielleicht schon genommen hatten: Nähe, Freude, Genuss, Sinn.

Darum nehmen wir gemeinsam Platz. Dreimal am Tag. Manchmal für eine Stunde, manchmal für nur wenige Momente. Doch immer in dem Wissen: Ich bin nicht allein. Und wir halten einander – auch in der Stille, auch im Abschied, auch im Loslassen.

Menschlichkeit beginnt oft ganz einfach. Mit einem gedeckten Tisch. Und einem Platz, der auf mich wartet.

Sandra Schlaps
Pflegeteam stationäres Hospiz & Hospiz-Akademie

Aktuelles

Abschied nach 19 Jahren: Michael Braun verlässt das Hospiz Bergstraße

Nach neunzehnjähriger engagierter Tätigkeit für das Hospiz Bergstraße endete im August eine Ära: Michael Braun, langjähriger Geschäftsführer des stationären Hospizes und Vorstand des Hospiz-Vereins Bergstraße, hat auf eigenen Wunsch unsere Einrichtungen verlassen.

Zum Abschiedsumtrunk kamen zahlreiche frühere und aktuelle WegbegleiterInnen, um ihm in herzlicher Atmosphäre für seine Arbeit zu danken. Sie bereiteten ihm eine würdige und sehr persönliche Verabschiedung.

Wir danken Michael Braun für seinen langjährigen Einsatz – besonders auch für die Entwicklung und Profilierung des stationären Hospizes – und wünschen ihm für seinen neuen Lebensabschnitt alles erdenklich Gute.



Letzte Hilfe professionell – jetzt im Film

Ein Kurs aus unserer Reihe *Letzte Hilfe professionell* wurde von einem Filmteam begleitet. Kursleiterinnen waren Doris Kellermann und Miriam Ohl, beide mit viel Erfahrung und Feingefühl. Entstanden ist ein kurzer Imagefilm, der anschaulich vermittelt, wie Fachkräfte in Pflege und Betreuung geschult werden, um Menschen am Lebensende zu begleiten – und dabei auch die offene, zugewandte Atmosphäre in unseren Kursen spiegelt. Der Film ist online auf YouTube zu sehen: youtu.be/A4xZe4_awD0



Bildungsprogramm 26 mit vielen Neuerungen

Das neue Bildungsprogramm der Hospiz-Akademie ist da, gedruckt und online. Wir möchten Menschen inspirieren, bilden und fachlich begleiten – mit einer Vielzahl an Veranstaltungen, die informieren, stärken und neue Perspektiven eröffnen. Neben bewährten Kursen gibt es viele neue Angebote – etwa zur Kindertrauer, zur Kommunikation am Lebensende oder zur Testamentserstellung. Betreuungskräfte und Alltagsbegleitende haben wir diesmal besonders im Blick – ihre wertvolle Arbeit möchten wir gezielt stärken. Das Bildungsprogramm ist abrufbar unter hospiz-bergstrasse.de/bildung und erhältlich in unserer Geschäftsstelle.



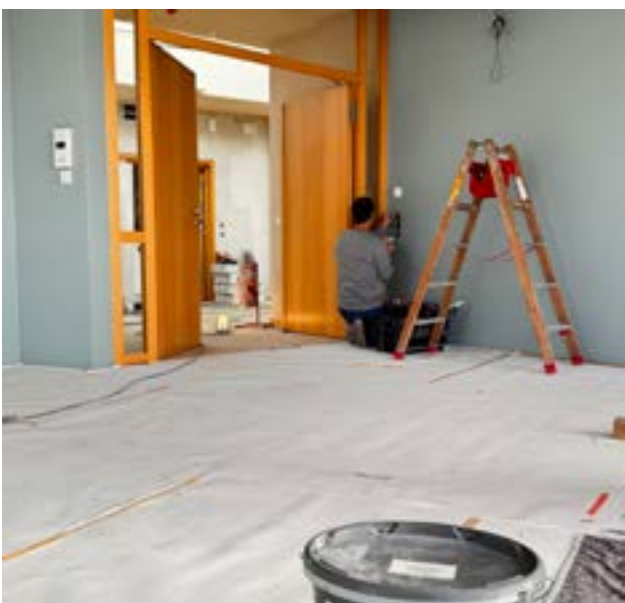
Impressum:
ISSN 2196-1034
Herausgeber: Hospiz-Verein Bergstraße e. V.
Am Wambolterhof 4-6 | 64625 Bensheim
Tel.: 06251 98945-0 | verein@hospiz-bergstrasse.de
www.hospiz-bergstrasse.de
Vorstand: Dr. Swantje Goebel

Fotos: Titel: Jan Bema, wenn nicht anders angegeben: Hospiz Bergstraße
Auflage: 2.800 Exemplare
Redaktionsteam: Dr. Swantje Goebel, Christine Palten, Sibylle Steinmetz, Stefanie Vontra



Stationäres Hospiz: Rückzug im Dezember angestrebt

Kennen Sie das Gefühl kurz vor dem Einzug in ein neues Zuhause? Wir wissen, dass uns ein lichtes, großzügiges Haus erwartet, in dem die Abläufe wieder so gestaltet sind, wie wir es uns wünschen. Im Rahmen einer Spendenübergabe haben zudem einige unserer Gäste, zwei Ehrenamtliche und eine Pflegekraft die Baustelle besucht – und alle waren sehr angetan von dem, was sie dort gesehen haben. Die Vorfreude wächst also nicht nur bei uns im Team.



Im Hospiz wird inzwischen überall letzte Hand angelegt: Alle Räume sind frisch gestrichen. Ein herzliches Dankeschön an alle, die unsere Crowdfunding-Aktion unterstützt haben – über 25.000 Euro kamen für die Malerarbeiten zusammen! Die Fußböden sind aufgearbeitet, neue Pflegebetten und Nachttische werden in Kürze angeliefert. Auch die letzten Vorbereitungen für den Umzug laufen auf Hochtouren. Der Rückzug – dieses Mal mit sechs Gästen, auch wieder mit doppelter Besetzung im Pflegeteam – wird, wie schon der Auszug, im laufenden Betrieb stattfinden.

Schon jetzt freuen wir uns darauf, Ihnen nach und nach unser neues, altes Hospiz zeigen zu dürfen. Wir planen dafür verschiedene Gelegenheiten ein – und halten Sie natürlich auf dem Laufenden.

Ein System für alle – die Verwaltung wächst zusammen

Wir bündeln Kräfte und gestalten Abläufe effizienter: Die Lohnbuchhaltung von Verein und Hospiz wird künftig gemeinsam organisiert und weitere Aufgabenbereiche in der Verwaltung werden neu geordnet und zusammengeführt. Eine neue Datenbank für Mitglieder, Paten und Spenderinnen ist ein weiterer Schritt zu mehr Übersicht, Effizienz und Vereinfachung. Ziel ist es, Prozesse zu verschlanken, digitaler zu werden und effektiver zu gestalten – und damit Zeit für das Wesentliche zu gewinnen. So setzen wir Ressourcen klug ein und gehen verantwortungsvoll mit den Mitteln unserer UnterstützerInnen um.

Neues Konzept für ehrenamtliche Tätigkeit im stationären Hospiz

Für das stationäre Hospiz wurde erstmals ein Konzept zur ehrenamtlichen Mitarbeit entwickelt. Entstanden ist es in enger Zusammenarbeit von haupt- und ehrenamtlich Engagierten aus verschiedenen Bereichen des Hauses. Gemeinsam wurden Rahmenbedingungen, Aufgabenfelder und Einsatzmöglichkeiten formuliert – als verlässliche Grundlage für freiwilliges Engagement. Damit schaffen wir Orientierung, Transparenz und Wertschätzung. Wir sind stolz darauf, diesen Weg gegangen zu sein – und sind damit eine der wenigen Einrichtungen, die ein solches Konzept vorweisen können. Nachzulesen ist es auf unserer Website: hospiz-bergstrasse.de/ehrenamt



Aktueller Spendenaufruf für die Trauerbegleitung

Unsere Trauerbegleitung schenkt Halt, wo Worte fehlen – für Erwachsene, Jugendliche und Kinder. Sie ist vollständig spendenfinanziert. Mit Ihrer Unterstützung helfen Sie, neue Kraft zu schöpfen, Einsamkeit zu lindern und Menschen achtsam zu begleiten. Danke, dass Sie dieses wichtige Angebot mittragen!

Spendenkonto: Hospiz-Verein Bergstraße e.V. Sparkasse Bensheim IBAN: DE89 5095 0068 0005 0000 54



Trauerbegleitung wirkt – leise und trotzdem stark

Unsere Trauerangebote schaffen Räume – für Begegnung, Erinnerung, neue Schritte. Besonders freut uns derzeit der Gesprächskreis für Frauen, die um ihre Mütter trauern. Es entstehen stille, berührende Verbindungen. Zwei der Teilnehmerinnen stellten überrascht fest, dass ihre Mütter auf dem Friedhof fast nebeneinander liegen – eine ganz eigene Form von Nähe.

Auch die Wandergruppe wächst weiter: Dank unserer neuen Ehrenamtlichen können die Treffen weiterhin stattfinden. Und manchmal zeigt sich die Wirkung ganz nebenbei – wie bei einem Blick aufs Winzerfest, wo wir mehrere Teilnehmende lachend beisammen sahen. Das ist ein gutes Beispiel für das, was wir uns wünschen: Aus Trauer wächst Gemeinschaft.



Foto: Simon/Unsplash

Zugehörige als SchattenpatientInnen – was können wir tun?

Angehörige und Nahestehende, die im Krankheits- und Sterbeprozess Leid und Verantwortung mittragen, bleiben oft unsichtbar. Sie organisieren Termine, pflegen, halten aus und stemmen Haushalt und Beruf. Und doch werden Sie von AkteurlInnen im Gesundheitswesen oft übersehen. *SchattenpatientIn* ist kein offizieller Fachbegriff, sondern wird im deutschsprachigen Gesundheits-, Hospiz- und Psychoonkologie-Kontext umgangssprachlich für Angehörige/Nahestehende benutzt, deren eigene Belastungen *im Schatten* der PatientInnen stehen.

Verantwortung, die Zugehörige tragen, zehrt: Schlafstörungen, Reizbarkeit, häufige Infekte, Schmerzen, Grübeln oder der Gedanke „Ich muss funktionieren“ sind Warnzeichen. In der Hospizbegleitung holen wir diese Menschen ins Licht: mit Erst- und Entlastungsgesprächen – auch ohne die erkrankte Person – Besuchsdiensten unserer Ehrenamtlichen und Beratung zu Entlastungsmöglichkeiten und Palliativversorgung.

Prüfen Sie selbst: Habe ich täglich dreißig Minuten nur für mich? Wen kann ich um Hilfe bitten? Wie steht es um meine Belastung? Bitte melden Sie sich. Wir sind da. Wir nehmen unsere Lotsenfunktion ernst, auch wenn es um Hilfe für Angehörige geht. Sie sind nicht egoistisch, wenn Sie für sich sorgen. Trauen Sie sich, Entlastung anzunehmen.



Ehrenamtlich engagiert – mit Haltung, Wissen und Herz

Das Fundament der Hospizarbeit ist das ehrenamtliche Engagement vieler Menschen. Auch bei Hospiz Bergstraße bringen sich Ehrenamtliche auf vielfältige Weise ein: in der ambulanten und stationären Begleitung, in der Trauerarbeit, am Empfang, im Garten oder in der Küche. Damit dieses Engagement gelingt, bieten wir passende Qualifizierungen – abgestimmt auf die jeweiligen Aufgaben.

- Der **Orientierungstag** gibt einen Einblick in unsere Haltung und mögliche Einsatzbereiche.
- Der **Kompaktworkshop** vermittelt Basiswissen für alle, die sich in allgemeinen Bereichen wie Empfang oder Organisation einbringen möchten.
- Die **Qualifizierungskurse zur Trauer- oder Sterbebegleitung** bereiten intensiver vor und setzen verbindliches Engagement voraus.

Aktuelle Termine finden Sie im Bildungsprogramm oder auf Anfrage.



Hospiz-Stiftung Bergstraße – nachhaltige Förderung für die Region

Unsere Stiftung unterstützt die hospizliche Arbeit im Kreis Bergstraße – verlässlich und langfristig. Ihr erstes Förderziel ist der Betrieb des stationären Hospizes: Im laufenden Jahr wurden inklusive der Patenbeiträge und Erlösen aus der Aktion Hospiz ist Gold wert 135.000 Euro ausgeschüttet.

Auch die ambulanten Hospizgruppen, die an der Stiftungsgründung beteiligt waren, zählen zu den Förderzielen der Stiftung. 2025 gingen an diese 27.000 Euro. So erhielt etwa der Hospizdienst im Odenwald Unterstützung zur Fortbildung einer qualifizierten Fachkraft.

In das Stiftungsvermögen fließen Erbschaften und Zustiftungen. Das Vermögen bleibt unangetastet – ausgeschüttet werden nur Erträge, Patenschaften und Spenden. So wirkt Hilfe dauerhaft und zielgerichtet.

Ihre Spende macht den Unterschied

... und sichert die sehr gute Qualität von Pflege, Betreuung und Begleitung in unseren Einrichtungen. Zahlreiche Leistungen und Angebote könnten wir ohne Ihre Unterstützung nicht anbieten.

Unser zentrales Spendenkonto

Hospiz-Verein Bergstraße e.V.
Sparkasse Bensheim
IBAN: DE89 5095 0068 0005 0000 54
Volksbank Darmstadt Mainz eG
IBAN: DE46 5519 0000 0048 7020 13

Spendenkonto

für das stationäre Hospiz

Hospiz Bergstraße gGmbH
Sparkasse Bensheim
IBAN: DE39 5095 0068 0003 0730 79

Stiftungskonto der

Hospiz-Stiftung Bergstraße

Hospiz-Stiftung Bergstraße
Sparkasse Bensheim
IBAN: DE85 5095 0068 0005 0300 02

Spenden und Zustiftungen sind bei Ihrer Steuererklärung abzugsfähig. Wir erstellen eine Zuwendungsbescheinigung, wenn Sie bei Ihrer Überweisung Name und Adresse angeben.

Ja! Ich will Mitglied werden im Hospiz-Verein Bergstraße e. V.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

E-Mail

Telefon

Geburtsdatum

Ich bitte um

- ☐ die Zusendung eines Spendennachweises.
(Für das Finanzamt genügt bis zur Höhe von 300 Euro Ihr Kontoauszug)
- ☐ die Zusendung des Hospizbriefes per Post (3x / Jahr)
- ☐ die Zusendung des Hospizbriefes und der Newsletter des Hospiz-Vereins Bergstraße per Mail (6x / Jahr)

Die Genehmigung zur Zusendung dieser Informationen

Ich erkenne die Satzung des Hospiz-Vereins
Bergstraße e. V. an.

Datum

Unterschrift

SEPA-Lastschriftmandat

Hospiz-Verein Bergstraße e. V.
Am Wambolterhof 4-6, 64625 Bensheim
Gläubiger-Identifikationsnummer DE52ZZZ00000214470

Hiermit ermächtige ich den Hospiz-Verein Bergstraße e. V.
meinen Mitgliedsbeitrag

- ☐ in Höhe von 5 Euro monatlich (Mindestbeitrag)
- ☐ in Höhe von _____ Euro monatlich
- ☐ in Höhe von 60 Euro jährlich (Mindestbeitrag)
- ☐ in Höhe von _____ Euro jährlich
- ☐ in Höhe von 30 Euro jährlich (RentnerInnen, Studierende)

bei Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos durch Lastschrift
einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die
vom Hospiz-Verein Bergstraße e. V. auf mein Konto gezo-
genen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit
dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betra-
ges verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut
vereinbarten Bedingungen.

KontoinhaberIn (Name, Vorname)

Kreditinstitut

IBAN

Datum

Unterschrift

Ja! Ich übernehme eine Patenschaft für das stationäre Hospiz Bergstraße

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

E-Mail

Telefon

Geburtsdatum

Ich bitte um

- ☐ die Zusendung eines Spendennachweises.
(Für das Finanzamt genügt bis zur Höhe von 300 Euro Ihr Kontoauszug)
- ☐ die Zusendung des Hospizbriefes per Post (3x / Jahr)
- ☐ die Zusendung des Hospizbriefes und der Newsletter des Hospiz-Vereins Bergstraße per Mail (6x / Jahr)
- ☐ die Zusendung weitere Informationen oder Einladun-
gen des stationären Hospiz Bergstraße
 - ☐ per Post
 - ☐ per Mail

Der Versand des HospizBriefes erfolgt über den Hospiz
verein Bergstraße, die der Informationen/Einladungen
über das stationäre Hospiz Bergstraße. Die Genehmigung
dieser Zusendungen kann ich jederzeit widerrufen.

Datum

Unterschrift

SEPA-Lastschriftmandat

Hospiz Bergstraße gGmbH
Kalkgasse 13, 64625 Bensheim
Gläubiger-Identifikationsnummer DE39ZZZ00000395803

Hiermit ermächtige ich die Hospiz Bergstraße gGmbH
meinen Patenschaftsbeitrag

- ☐ in Höhe von 10 Euro monatlich
- ☐ in Höhe von _____ Euro monatlich
- ☐ in Höhe von 120 Euro jährlich
- ☐ in Höhe von _____ Euro jährlich

bei Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos durch Last-
schrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut
an, die von der Hospiz Bergstraße gGmbH auf mein Konto
gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend
mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten
Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem
Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

KontoinhaberIn (Name, Vorname)

Kreditinstitut

IBAN

Datum

Unterschrift

Jeder schwerstkranke und sterbende Mensch hat ein Recht auf eine umfassende medizinische, pflegerische, psychosoziale und spirituelle Betreuung und Begleitung, die seiner individuellen Lebenssituation und seinem hospizlich-palliativen Versorgungsbedarf Rechnung trägt.

Die Angehörigen und die ihm Nahestehenden sind einzubeziehen und zu unterstützen. Die Betreuung erfolgt durch haupt- und ehrenamtlich Tätige soweit wie möglich in dem vertrauten bzw. selbst gewählten Umfeld.

Dazu müssen alle an der Versorgung Beteiligten eng zusammenarbeiten.

Wir werden uns dafür einsetzen, dass Versorgungsstrukturen vernetzt und bedarfsgerecht für Menschen jeden Alters und mit den verschiedensten Erkrankungen mit hoher Qualität so weiterentwickelt werden, dass alle Betroffenen Zugang dazu erhalten.

Die Angebote, in denen schwerstkranke und sterbende Menschen versorgt werden, sind untereinander so zu vernetzen, dass die Versorgungskontinuität gewährleistet ist.

2. Leitsatz der Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland

Die **Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen** setzt seit 2010 ein klares Zeichen für Menschlichkeit am Lebensende. Ihre Weiterentwicklung zu einer nationalen Strategie fördert die Umsetzung der formulierten Ziele und setzt Maßstäbe für eine würdevolle Begleitung am Ende des Lebens – in Einrichtungen, in der Politik und der öffentlichen Verantwortung. Die fünf Leitsätze der Charta sind Orientierungsrahmen für Fachkräfte und Ermutigung für Zugehörige. Sie helfen, Haltung in Handlung zu übersetzen und eine gute Versorgung am Lebensende zu sichern. Sterben wird als Teil des Lebens verstanden. Über 30.000 Menschen und 2.800 Institutionen haben die Ziele und Inhalte der Charta unterzeichnet – auch wir. Die Charta wirkt – im Alltag, im Dialog, im Miteinander.

Infos: <https://www.charta-zur-betreuung-sterbender.de>



Foto: Oskar Kadasoo/Unsplash

„Ein Gemeinschaftsgeist,
der nicht den Einzelnen achtet,
ist keine Gemeinschaft.“

Dietrich Bonhoeffer (1906 - 1945)

